

(Nachdruck verboten.)

14]

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Immerhin erwache ich des Morgens nur sehr schwer und bin dann wie stumpfsinnig“, sagte Courteheuse.

„Das hast jedenfalls nur Du allein bemerkt, und das beweist, daß dieser Stumpfsinn nur in Deiner Einbildung existiert.“

„Haben Sie schon einen Arzt darüber befragt?“

„Ich habe gar keinen Arzt.“

„Ganybel ist doch einer Ihrer Klienten?“

„Ja, aber ich bin nicht der feintige; Gott sei Dank, wir sind niemals krank gewesen; zudem glaube ich nicht sehr an die Arzneikunde, aber noch weniger an die Kerzte.“

„Erlauben Sie, Ganybel ist einer unserer besten Kliniker, intelligent und Autor kühner Arbeiten; als er von Paris nach Rouen kam, ging ihm ein guter Ruf in der medizinischen Welt voraus, und er hat sofort eine prächtige Kundschaft bekommen.“

„Und aus dem großen Schanzer von Paris ist in Rouen ein großer Faulenzer geworden. Ich lernte ihn gelegentlich seiner Heirat kennen und habe dabei mit angesehen, wie sich ein Gehirn in einen Sad Thaler verwandelte. Er beschäftigte sich mit allem, mit Kunst, Litteratur, Altertümern — nur nicht mit Medizin. Ich bin sicher, daß er seit zehn Jahren kein medizinisches Werk aufgeschlagen hat, und wenn er ja einmal von seinem Metier spricht, so geschieht es nur, um Unterjuchungen oder Entdeckungen der jüngeren Kollegen zu verspotten.“

„Das hinderte mich nicht, ihn, wenn ich krank wäre, holen zu lassen.“

„Also, Sie kommen auf die Idee zurück, mich zu ihm zu schicken?“

„Ganz und gar nicht, ich weiß ja noch nicht einmal, ob Ihnen etwas fehlt.“

Sie beicelte sich, die Unterhaltung abzulenken:

„Aber Courteheuse fehlt gar nichts: er isst, geht und kommt, arbeitet wie gewöhnlich. Was würde ihm ein Arzt antworten, wenn er sich über zu guten Schlaf beklagen würde?“

„Das ist kein guter Schlaf zu nehmen, von dem das Erwachen so mühsam ist.“

Jedes Wort brachte die Gefahr wieder zurück, die sie unansthörlich abzuwenden suchte. Würde dieser verwünschte Spaziergang niemals ein Ende nehmen?

Mit Angst trat sie in die Apotheke ein, und doch mußte sie sich heiter und lustig wie gewöhnlich zeigen, auf die Höflichkeiten von Madame Turlure, und auf die Liebenswürdigkeiten der Schwägerin antworten, aber ohne die Unterhaltung an sich zu reizen, damit ihr Mann daran teil nehmen konnte.

„Nun, was hat der Viqueur für eine Wirkung?“ fragte der Apotheker, nachdem Herr Courteheuse sein Gläschen geleert hatte.

„Ich bemerke gar keine.“

„Das dachte ich gleich, Ihre Schlafsucht rührt nicht von einer zu langsamen Verdauung her; übrigens muß man das abwarten.“

„Ich möchte lieber schlafen gehen.“

Madame Courteheuse erhob sich, aber ihr Gatte schien nicht geneigt, seinen Sitz zu verlassen.

„Thatsache ist“, sagte Herr Turlure, „daß Sie der Schlaf übermannt, Ihre Augen sind trübe, Ihre Lider fallen zu.“

„Ich sehe nichts mehr.“

„Sie gähnen, Ihr Kopf sinkt nach vorn.“

„Die Arme fallen mir herunter.“

„Gehen wir schlafen“, sagte Madame Courteheuse nach der Thür gehend, „ist es in einem solchen Zustand nicht besser, sich zu Bett zu legen? Ich finde, das hätte bereits geschehen müssen.“

Die Lebhaftigkeit, mit der sie diese Worte, die ihre Gemütsbewegung verrieten, hervorrief, täuschten Herrn Turlure über die Ursache derselben.

„Beruhigen Sie sich doch, liebe Madame Courteheuse, der Zustand Ihres Mannes ist nicht gefährlich.“

„Ich hoffe es.“

„Ich weiß, was ihm fehlt.“

„Ah?“

„Vollkommen; man braucht ihn nicht lange zu beobachten, um über seinen Zustand orientiert zu sein.“

„Und was fehlt mir denn?“ fragte Courteheuse mit gepreßter Stimme.

„Nichts liegt mir ferner, als die Rolle des Arztes übernehmen und Ratschläge erteilen zu wollen. Jeder an seinem Plage: ich bin und bleibe Apotheker. Man wird mich niemals anklagen, gesetzwidrig medizinische Praxis ausgeübt zu haben. Nachdem ich Sie beobachtet habe, glaube ich, daß Sie den Doktor Ganybel nicht zu sehen brauchen, und kann Madame, die ich vielleicht erschreckt habe, sich beruhigen.“

„Aber gewiß haben Sie mich erschreckt, und das nicht wenig.“

„Ich habe es wohl bemerkt. Nun, haben Sie keine Besorgnis mehr, liebe Madame Courteheuse.“

„Aber warum überfällt mich öfters solche Schlassucht, wie heute abend?“

„Sie arbeiten zu viel, mein lieber Herr Courteheuse, und dieses Uebermaß von Arbeit bringt eine Erschöpfung hervor, die gebieterisch eine Ruhe der Wiederherstellung fordert; daher kommt Ihr Schlafbedürfnis.“

„Das ist klar!“ rief Madame Courteheuse.

„Aber ich habe heute nicht mehr als gestern gearbeitet“, sagte der Notar.

„Das mag schon sein; wenn Sie aber heute so viel als gestern gearbeitet und somit zu der früheren Ermüdung eine neue hinzugefügt haben, so ist eine derartige Erschöpfung nichts Erstaunliches.“

„Sicherlich“, sagte Madame Courteheuse.

„Und damit gute Nacht; da Sie so müde sind, so gehen Sie am besten schlafen.“

Madame Courteheuse mußte ihren Gatten nach Hause führen; er schlief stehend und legte sich zu Bett ohne Bewußtsein von dem zu haben, was er that.

Sie aber, nachdem sie allein in ihrem Zimmer war, wurde von toller Lachlust ergriffen, die endlich ihre Nerven von der Angst der durchlebten Stunden wieder befreite.

Dann machte sie sich über ihre Angst Wortwürfe. Eine Frau in ihrer Lage mußte stets bereit sein, der Gefahr, woher sie auch immer komme, die Stirn zu bieten. Bewies nicht das, was früher zwischen La Baupalière und dem Hospitalarzt und was jetzt zwischen dem Apotheker und ihrem Mann vorgegangen war, deutlich, daß es nicht schwer sei, diese Leute, die alles wissen und alles erklären wollen, zum Besten zu haben?

O, diese Kerzte!

Sie lachte noch, als sie La Baupalière die Thür öffnete.

XVI.

Mit dem Eintritt der schlechten Witterung wurden die Stellscheine viel leichter.

Wenn der Westwind mit seinen Regenschauern die Straßen durchfegte, oder wenn der Sturm aus dem Nordosten piff, dachten ebensowenig die Klienten daran, das Kaminfeuer zu verlassen, um dem Notar ihre Angelegenheiten vorzutragen, als Herr Turlure daran dachte, zu kommen, um ein Plauderstündchen mit ihm abzuhalten. Madame Courteheuse hatte also auch nicht mehr zu befürchten, zu unzeitgemäßen Spaziergängen am Gestade hin aufgefordert zu werden, die ihr von neuem denjenigen, der sie so sehr aufgeregt hatte, ins Gedächtnis rufen würden.

La Baupalière seinerseits war nun nicht mehr in den schmutzigen Straßen und auf dem eisigen Quai unangenehmen Begegnungen ausgesetzt. Fast ganz verborgen unter seinem Schirm, den Kopf tief in eine Pelzmütze gesteckt, konnte er in seinen dicken weiten Ueberzieher gehüllt, der seinen Buchs verbarg, an den Leuten ungeniert vorübergehen; man konnte ihn ebenso für einen vom Dienst kommenden Nachstarbeiter oder auch für einen verspäteten Bürger halten.

Und dies war um so wichtiger für ihn, als er an einem schönen, aber finstern Abend beinahe von Boulnois erkannt worden wäre, der gerade, als er im Begriff war, vom Quai

in das Gäßchen einzubiegen, das er öde glaubte, einige Schritte vor ihm auftauchte.

„Sind Sie es, Herr Vaupalière?“ hatte Boulnois gefragt.

Glücklicherweise hatte er den Kopf nicht verloren, und seinen Weg gerade fortsetzend, antwortete er, mit von Wut entstellter Stimme, das einzige englische Wort, das er wußte:

„Go on, rascal!“

Das wurde in so drohendem Tone hervorgestoßen, daß sich Boulnois, der nur Wortstreitigkeiten liebte, so schnell als möglich drückte, während er selbst, ohne sich umzusehen, auf dem Quai weiterschritt.

Was machte Boulnois? Vielleicht nichts, aber vielleicht belauerte er sie auch! Bei einem Charakter wie dem seinigen, immer im Hinterhalt, immer spähend, war dies sehr gut möglich. Aber wie neugierig der alte Kaffierer auch immer war, so besorgt war er andererseits um seine Gesundheit. Im Sommer konnte man von seiner Spioniererei alles erwarten; im Winter brauchte man nicht viel von ihm zu fürchten.

Was machte sich La Vaupalière aus dem schlechten Wetter? Um halb zwölf Uhr verließ er in seinem warmen Zimmer den Lehnstuhl, in dem er sich, um zu lesen, ausgestreckt hatte; und wenn er dann aus der Kälte der Straße in den durchwärmten, parfümierten Salon trat und die brennenden Lippen der Geliebten sich auf seine eisigen drückten, so war ihm das die größte Seligkeit.

Eines Nachts, als er vom Regen durchnäßt, am Pfortchen ankam, glaubte er an Hortense eine Aufregung zu bemerken, denn ihre Finger zitterten.

„Was giebt es?“ flüsterte er.

„Sogleich.“

Sobald sie in den Salon eingetreten waren, und er sich seines vom Regen triefenden Ueberziehers entledigt hatte, kam er auf die Frage zurück, denn sie war so unvorsichtig oder vielmehr so gleichgültig über die Gefahren, daß er für sich und auch für sie selbst auf der Hut war.

„Nun, was hast Du?“ fragte er.

„Ich glaube, ich habe heute die doppelte Dosis Sulfonal genommen.“

„Wie?“

„Als ich den Brog zurecht machte, wurde ich gestört, und nachher erinnerte ich mich nicht mehr, ob ich Sulfonal in das Glas gethan hätte.“

„Du mußt die Flüssigkeit betrachten.“

„Das war nicht leicht; ich hätte müssen an die Lampe gehen, und das würde ihm aufgefallen sein. Ich konnte den Brog auch nicht weggießen, da ich kein Gefäß zur Hand hatte. Was thun? Wenn ich kein Sulfonal hinzugehan hatte, so schloß er nicht ein, und ich hätte Dich draußen lassen müssen. Im Zweifel habe ich nicht gezögert.“

„Nun?“

„Der Schlaf stellte sich eine Viertelstunde früher als sonst ein.“

„Und dann?“

„Er schläft fester, als an den anderen Abenden.“

„Hat er sich übergeben?“

„Muß er sich übergeben?“

„Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß eine Dosis von einem Gramm den Schlaf bringt.“

„Und eine stärkere Dosis? Weißt Du nicht, ob es Gift ist? Wenn es Gift wäre!“

Sie blickten einander einen Moment tief in die Augen und beobachteten während ziemlich langer Zeit gedankenvolles Schweigen.

Er war der erste, der es brach:

„Desto schlimmer.“

„Oder desto besser.“

Ihre Lippen schwiegen von neuem, und nur ihre Augen tauschten ihre Betrachtungen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Groß und Klein.)

Nehmen wir einmal an, auf der Erde lebten 1300 Millionen Menschen, je 10 bewohnten ein anständiges Haus von etwa 40 Fuß Höhe und Breite und 40 Fuß Tiefe, so stellten alle diese Bauten mit ihrem lebenden und toten Inventar einen Umfang von 6240

Milliarden Kubfuß dar. Eine große, kaum fahbare Summe, die aber in Wirklichkeit noch keine halbe Kubikmeile ausmacht. Denkt man sich also eine Kiste, die nach allen vier Kanten eine Meile mißt, also 7420 Meter lang, breit und hoch wäre, so hätten alle Städte, Dörfer und Häuser der Erde, samt allen Tieren und Menschen vollständig darin Platz, ja, es bliebe noch ein gutes Stück Raum übrig. Liehen sich aber die Menschen wie Heringe in ein Faß packen, so reichte dazu schon ein Kistchen von 2400 Fuß Länge, Höhe und Tiefe aus. Was ist groß und was ist klein?

Tausend Millionen sind bekanntlich eine Milliarde, 1000 Milliarden, d. i. 1 Million Millionen, bilden eine Billion, eine 1 mit 12 Nullen; multipliziert man diese Billion 1000 mal, so bekommen wir eine Trillion, diese, nochmals 1000 mal 1000 mal genommen, machen eine Quadrillion und sechs solcher Quadrillionen Kilogramm bilden das Gewicht der Erde. Gehen wir einen Schritt weiter: Die Sonne übertrifft an Masse 319 000 mal die Erde und ist noch 600 mal größer an Rauminhalt als sämtliche Planeten zusammengenommen. Stellen wir uns die Sonne als eine Hohlkugel vor und die Erde, mit ihrem Trabanten in der gewöhnlichen Entfernung von 50 000 Meilen, in ihren Mittelpunkt verlegt, so bliebe der Mond immer noch 40 000 Meilen unterhalb der Oberfläche jener Sonnenkugel. Unser gewöhnlicher Maßstab verjagt uns schon hier den Dienst. Wollen wir uns aber von den ungeheuren Verhältnissen, die sich hinter unserer eigenen kleinen Welt aufthun, eine ungefähre Vorstellung zu machen versuchen, so kommen wir ohne übermenschliche, ja überirdische Maßstäbe gar nicht aus. Hierzu bietet sich uns in erster Linie die Sonnenweite, d. h. der Abstand der Erde von der Sonne, rund 20 Millionen geogr. Meilen oder 148 600 000 Kilometer, für noch größere Weiten aber unsere Entfernung vom nächsten Fixstern, α im Centaur, die sogenannte Sternweite, die man zu 200 000 Sonnenweiten oder 4 Billionen geographische Meilen berechnet hat. Um uns diese Entfernungen einigermaßen näher zu bringen, können wir annehmen, daß ein Schnellzug, der 96 Kilometer in der Stunde zurücklegt, bis zur Sonne gegen 200 Jahre gebrauchen, bis zum nächsten Fixstern aber schon beinahe 50 Millionen Jahre unterwegs sein würde, eine Kanonenkugel, die 200 Kilometer in der Sekunde fliegt, würde immer noch 6 Millionen Jahre gebrauchen, um diesen Stern zu erreichen.

Was aber für den Raum, das gilt auch für die Zeit. Auch hier tritt die Sonne an die Stelle unserer irdischen Maßstäbe und zwar mit ihrem Licht. Das Licht legt in einer Sekunde 40 000 geographische Meilen, d. i. über 300 000 Kilometer, die Entfernung bis zur Erde also in 8 Minuten, zurück und bildet in diesem Sinne für größere Strecken von Zeit und Raum die Einheit. Das Licht unseres nächsten Fixsterns braucht, um bis zu uns zu dringen, schon 3 Jahre, das des Sirius 16 Jahre, während das des Sterns γ in der Kassiopeja 326 Jahre unterwegs ist. Unser Schnellzug würde uns demnach erst in 48 663 000 Jahren nach α des Centaurs bringen und der Preis dafür, zu $1\frac{1}{2}$ Pf. das Kilometer berechnet, würde uns das stattliche Stämmchen von 22 000 Millionen Mark kosten, während dieselbe Geschwindigkeit uns erst in 3 980 400 000 Jahren nach der Kassiopeja befördern würde.

Was wollen diese Entfernungen aber bedeuten gegen die äußerste, bis 2500 Sternweiten entfernte Milchstraße, eine Vereinigung von Sonnenystemen, deren Anzahl man auf 18 Millionen schätzt und deren Lichtpost erst nach 6- bis 7000 Jahren hier eintrifft, so daß dieselbe uns heute davon Kunde bringt, was zu Adams und Evas Zeiten sich dort abgespielt hat. Es giebt Fixsterne, deren Durchmesser größer ist, als die Entfernung der Erde von der Sonne. Denken wir uns einen solchen Stern mit Wesen von entsprechenden Verhältnissen bevölkert wie die Menschen der Erde, so würde ein solcher Fixsternmensch über 100 000 Fuß hoch sein und die oben erwähnte Kiste mit dem gesamten irdischen Inventar als eine kleine Spielzeugkachtel handhaben, die einzelnen Menschen aber nur durch sein Mikroskop betrachten können. Denken wir uns andererseits ein Wesen mit Augen von entsprechender Schärfe etwa auf den erwähnten Stern γ der Kassiopeja verlegt, so würde es heute z. B. Zeuge des dreißigjährigen Krieges, aus der fünf Sternweiten von uns entfernten Vega in der Leier teilnehmender Zuschauer am deutsch-französischen Kriege sein können. Käme aber dieses Wesen aus fernen Sternen von Millionen Lichtjahren in gerader Richtung auf uns zu, so würde es auf seiner Reise nacheinander die Entstehung und Entwicklungsgeschichte unseres Sonnenystems sowie die Phasen der Erd- und Menschengeschichte von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart in lebenden Bildern sich aufrollen sehen!

Nun zum anderen Extrem! Bekanntlich besteht das Licht aus Schwingungen des das ganze Weltall erfüllenden Aethers. Wenn wir nun einen Sonnenstrahl durch ein Prisma leiten, so sehen wir ihn in verschiedene Bestandteile zerfallen: die im sog. Spektrum nebeneinander erscheinenden Regenbogenfarben. Der Violett ist es gelungen, die Größe der Lichtwellen und die Schwingungszahlen zu berechnen, die zur Hervorbringung jener Farben führen und vom Rot bis zum Violett steigende Fiffern aufweisen. Danach muß zum Beispiel die Lichtwelle in der Sekunde 360 Billionen Schwingungen machen, um rotes Licht, und 800 Billionen, um violettes Licht zu erzeugen. Das Sonnenlicht enthält aber sehr viel mehr Strahlen als die sichtbaren. Jenseit des roten Endes des Spektrums befinden sich für uns nicht mehr sichtbare Strahlen, die wärmer, jenseit des violetten Endes andere, die chemisch wirken. Die Bewegungsgeschwindigkeit der Wellen kann sich also über jene 800 Billionen Schwingungen in der Sekunde beliebig weiter steigern

*) Aus der „Östlichen Zeitung“.

— keiner unserer Sinne reagiert mehr darauf, wie sie schon vorher, z. B. für Luftschwingungen zwischen 36 000, den höchsten hörbaren Ton, und 18 Millionen in der Sekunde keinerlei Wahrnehmungsvermögen besitzen. In uns selbst stellt jedes mikroskopisch kaum wahrnehmbare Teilchen eine riesige Summe von Zellen dar, und jede dieser Zellen ist wieder aus einer Unsumme von Atomen aufgebaut, so daß die Ziffer der unsern Körper zusammensetzenden Atome ins Unfassbare geht. Für ein Insektenstierchen, wie sie zu Millionen in einem Tropfen Wasser zu finden sind, ist das Glas ein ungeheurer Raum, so ungeheuer wie die Erde im Vergleich zu einem einzelnen Menschen, und die vielen Millionen Sonnen zu dem einen Erdenstäubchen!

Was ist groß, was ist klein? Die Erde ist groß, weil sie für uns groß ist; sie ist klein, weil sie im Weltenmeer nur einen Tropfen darstellt. Und wie mit dem Begriff des Raumes, so steht es auch mit der Zeit. Die Zeit fließt nicht ab, sondern nur die Begebenheiten in ihr. Sie ist die Form, in der eine unendliche Reihe von Begebenheiten so gut rückwärts wie vorwärts gelesen werden können. —

Kleines Heuilleton.

— Eine Art medizinischer Bilderschrift, die auf Bambuslämmen, -büchsen und -blasrohren eingegrift ist, hat, nach einem Bericht der „Nat.-Ztg.“, der kürzlich verstorbene Reisende Groll Vaughan Stevens von den Negritostämmen der Halbinsel Malaka dem Berliner Museum für Völkerkunde geschenkt. Dieses einzig dastehende Denkmal primitiver Schrift enthält auf 140 Rämmen nicht weniger als 280 Rezepte gegen 140 Krankheiten, die die Frauen treffen können, während die noch zahlreicheren Bambusen mit Schriftzeichen gegen Krankheiten der Männer noch nicht entziffert sind, aber ähnlichen Inhalt zu haben scheinen. Die Bilderschrift dient jedoch nicht nur zur Auffindung der heilenden Pflanzen, sondern soll auch verhüten, daß die Krankheit die Trägerin des Stammes befällt. Der Tradition nach hatte nämlich der Negrito-Gott Ple, um dem unaußhaltigsten Dahinsterben der Menschen Einhalt zu thun, heilige Blumen ausgewählt, welche bestimmte Krankheiten heilten, wenn man sie in Wasser umrührte, dieses anstrich und mit den nassen Blumen den kranken Körperteil rieb. Zugleich erfand er für jede Blume ein Muster, das die von den Winden herangetragene Krankheit zwang, auf die Erde zu fallen, bis der Inhaber des Musters vorübergegangen war. Deshalb tragen die Frauen manchmal bis 16 Stämme zu gleicher Zeit im Haar, die sorgsam für die Krankheiten ausgefucht sind, deren Angriff sie gerade fürchten. Die Muster gestalten sich folgendermaßen. Auf dem Blatt eines jeden Stammes verlaufen dem oberen Rande parallel durch Risse von einander getrennte Räume. Der breiteste Raum in der Mitte enthält die Darstellung der Krankheit, worin sich besonders die Zeichen für die einzelnen Körperteile, die affiziert sind, erkennen lassen. Allerdings sind die Symbole so einfach, daß ohne Kommentar aus dem Munde der Eingeborenen, wie es glücklicherweise zum Teil vorliegt, nichts zu entziffern wäre. Die einander ähnlichen Krankheiten, z. B. die 19 Muster gegen Fußleiden, sind, wie es scheint, lediglich durch unterscheidende Striche, die an sich keinen Sinn haben, gekennzeichnet. Von den anderen schmälere Räume des Stammes sind die obersten beiden am wichtigsten, weil sie je eine der unfehlbar heilenden Kräuter vorstellen. Sind diese nicht zu erlangen, so greift man zu den in den übrigen Räumen dargestellten Pflanzen, die auch mitunter heilsame Wirkung haben, aber im wesentlichen nur gegen eine einzige Krankheit helfen, für die ein besonderer Stamm mit dem betreffenden Muster an oberster Stelle vorhanden ist. Natürlich ist es unmöglich, 280 Blumen durch die einfachsten Striche so zu charakterisieren, daß ein Abbild zu stande kommt. Mögen deshalb auch einzelne Zeichen der Gestalt einer Blüte entnommen sein, so ist doch die große Mehrzahl eher mehr oder weniger willkürlich gewählt, wobei nur Rücksichten mnemonischer Art genommen zu sein scheinen. Dafür zeugt besonders die systematische Ausnutzung aller Variationen, deren eine Gruppe von Strichen (senkrechte, mehr oder weniger schräge, nach rechts oder links gerichtete, kurze oder lange Striche usw.) fähig ist. Außerlich macht die Schrift den Eindruck einer bloßen Verzierung des Stammes, und es ist eine Ueberraschung für die Ethnologen, daß eine derartige Bedeutung dahinter entdeckt ist. Die Namen sämtlicher Blumen hat Stevens übrigens von den Eingeborenen erfahren, so daß ein Irrtum ausgeschlossen ist. —

Archäologisches.

— Durchbrochene Arbeiten in Bronze fanden sich schon in Pompeji. Von Italien ist dann die Technik der durchbrochenen Arbeit bei den metallgeübten Kelten heimisch geworden, die sie zu Beschlägen und Schmucksachen aller Art verwendeten. Zwei Schwerfächer, die schon früher im Rheine bei Mainz gefunden worden sind, sind kunsthistorisch von größtem Interesse, weil sich in ihnen die Anfänge des Arabeskenornaments zeigen, das man lange als eine dem Oriente eigentümliche Schöpfung angesehen hat. Neuerdings sind nun, wie Anton Kisa in Köln in der „Zeitschr. für Christl. Kunst“ mitteilt, zwei Stücke gefunden worden, welche die bereits früher gehegte Vermutung verstärken, daß die durchbrochene Arbeit am Rheine selbst gepflegt wurde. Das eine ist ein goldener Fingerring mit zierlichen Durchbrochungen, der eine Glaslamme mit dem widertragenden Merkur enthält — er wurde in der Kölner

Vorstadt Bahenthal gefunden — und das andere ist ein goldener Gürtelbeschlag aus Elbe, bei dem man, da er unvollendet ist, es wohl sicher mit heimischer Arbeit zu thun hat. Als Folie solcher durchbrochener Metallarbeiten diente andersfarbiges Metall, gefärbtes Holz, Leder, aber auch Glas. —

c. Ein persischer Talisman. In der letzten Sitzung der Londoner Archäologischen Gesellschaft sprach Ferguson über einen persischen Talisman, den er dem dortigen Institut überwies. Es ist eine kreisförmige Scheibe aus dünnem Erz mit einem Durchmesser von $3\frac{1}{4}$ Zoll. Im Mittelpunkt befindet sich ein Kreis mit einem roh gezeichneten menschlichen Gesicht, das die Sonne darstellen soll. Um die Sonne gruppieren sich zwölf Umrahmungen, jede mit persischen Inschriften, die die Attribute Gottes bezeichnen. Außerhalb dieser Kreise sind zwölf andere mit den Zeichen des Tierkreises. Jedes dieser zwölf Zeichen soll auf gewisse Teile des menschlichen Körpers Einfluß haben. Der Einfluß des Tierkreis-Zeichens auf den Körper wird durch verschiedene Figuren versinnbildlicht. Die Reihe der Tierkreis-Zeichen wird regelrecht am Körper von oben nach unten verfolgt. Sie beginnt mit dem Widder, der über den Kopf Macht hat, und endet mit dem Wassermann für die Veine unterhalb der Knie, und den Fischen für die Füße. Dieser Talisman scheint gegen Krankheiten gebraucht worden zu sein. —

Kulturhistorisches.

— Ein Brief aus dem Jahre 1722, der die stillstille Geschmackslosigkeit, die Fremdwörterucht und die Anmaßlichkeit der Deutschen im vorigen Jahrhundert kennzeichnet, wird in der „Frankfurter Zeitung“ abgedruckt. Er ist von einem schriftstellenden Notarius et Arithmeticus aus Regensburg an Bürgermeister und Rat der Reichsstadt Aachen gerichtet. Die Adresse lautet:

Denen Hoch Edelgeborenen Hoch Edlen Gestrungen, Hochgelehrten, Fürstlich-Hoch- und Wohlweisen Herren Bürgermeister und Rath, wohlwolligen des H. Röm. Reiches freyen Stadt Aachen, Meinen Gebiethenden und Hochgeehrtesten Herren!

Aachen im Jülichischen,

franco bis Nürnberg.

Anrede: Hoch Edelgeborenen, Hoch Edle Gestrungen, Hochgelehrte, Fürstliche Hoch- und Wohlweise Gebiethende und Hochgeehrteste Herren!

Ich habe zu Anfang dieses Jahres horis succisivis Das jetzt lebende Regensburg verfertigt, welches den gegenwärtigen Zustand sowohl eines Hochpreilichen Reichs-Convvents als löbl. Gemeiner Stadt samt allen in deren Ring Mauern gelegenen Reiches- und andern Stiftern auch Clöstern repräsentiret; Selbiges nun hat auch den gewünschten applausum solcher Gestalt gefunden, daß die Exemplaria erster Edition in kurzem sämtlich distribuiret worden; Dahero nöthig befunden, solches hier und dar zu emendiren und wieder auflegen zu lassen.

Habe demnach Euer Hoch Edelgeboren, Hoch Edel Gestrung und Herrlichkeiten von dieser zweyten Edition, aus schuldigster Veneration, um so viel mehr 15 Exemplaria zu überschiden mich erklühnen wollen, als ich für billig erachtet, deren Preilwürdigen Regenten einer so vornehmen Stadt, welche mit der hiesigen durch ein Reichsstädtisches Vinculum verbunden ist, diese mit möglichen Fleiß zusammen getragene Nachrichten sowohl des hier in ihren Gesandtschaften versammelten Reichs, als auch der Stadt selbst, in gebührender Submission zu communiciren, der tröstlichen Hoffnung gelebende, Eure Hoch Edelgeboren Hoch Edel Gestrung und Herrlichkeiten werden dieses geringe praesent nicht ungnädig ansehen, sondern vielmehr dasselbe, weil es aus einem devoten Gemüthe überreichet wird, anzunehmen sich hochgeneigt gefallen lassen.

Gleichwie nun dieses zu meiner specialen Gnade mir gereicht, als will anbey in gebührendem Respekt zu Gnaden mich gehorsamst empfehlen, verharrend

Euer Hoch Edelgeboren, Hoch Edel Gestrung und Herrlichkeiten

Regensburg, den 10. Oktober 1722.

gehorsam-ergebenster

Diener

Georg Heinrich Paritius
Not. et Arithmeticus. —

Völkertunde.

t. Himmels- und Wetterkunde bei den Congo-Negern. Die Naturvölker haben für die Himmelserscheinungen nicht dasjenige Verständnis und eine solche Beobachtungsfähigkeit, wie sie die Kulturvölker durch jahrtausendelange Arbeit sich erungen haben, aber sie haben dafür einen anderen Vorzug. Bei ihnen ist jeder einzelne darauf angewiesen, den Gang des Wetters und den Gang der Gestirne zu beobachten und danach sein Leben einzurichten, während wir die Verfolgung der Gestirne, die Zusammenstellung der Kalender, die Regelung der Uhren usw. den Fachleuten überlassen und uns um ihr Zustandekommen nicht viel kümmern. Selbst solche Völker, denen keine große Intelligenz zugetraut wird, haben zu den Vorgängen über sich eine enge und sorgsam gepflegte Beziehung. Das lehrt uns mit Bezug auf die Congo-Neger ein Bericht des Leutnant Rys im „Congo-Beleg“. Der

Stamm der Abarambo z. B. ist von dem Einfluß der Sonne, des Mondes und gewisser meteorologischer Erscheinungen überzeugt. Soweit er den Menschen ungnädig ist, benutzen sie zahlreiche Fetische, um schlechtes Wetter in gutes zu verwandeln, Stürme oder Regen zu vertreiben und die Wolken zu verschrecken, die die Sonne oder den Mond verunkeln. Der Regenbogen ist für sie ein Zeichen, daß im Wasser ein riesiges Ungetüm lauert, um alle, die sich in die Nähe wagen, zu verschlingen. Sie glauben auch, daß der Sturm nichts anderes sei, als ein solches Ungeheuer, ein Teufel, den sie Likindu nennen, der Feuer entzündet und mit Steinen wirft. Nys erzählt ein Erlebnis aus der Zeit seines Aufenthaltes bei den Amadi: Der Himmel drohte mit Sturm, und seit dem Morgen herrschte eine drückende Schwüle. Der Offizier überließ sich dem erschöpfenden Einfluß der Atmosphäre und hatte sich in seinem Zelte niedergestreckt, als plötzlich die Luft von einem furchtbaren Donnerchlage erschüttert wurde; zu gleicher Zeit sah er einen Blitz scheinbar wenige Meter vor seinem Lager in die Erde schlagen. Er hatte sich kaum von seiner Betäubung erholt, als Eingeborene herbeigelaufen kamen, um ihn angstvoll zu berichten: „Das Ungeheuer da droben hat einem Menschen den Krieg erklärt!“ Nys ging herans und erfuhr, daß ein Neger von Blitz getroffen wäre. Man hatte ihn zu einem kleinen Sumpfe geschleppt, hatte ihn dort niedergelegt und mit Schlamm bedeckt, während die übrigen Schwarzen unter Gesang den Messertanz um ihn aufführten, um den „Likindu“ zu vertreiben. Alle vollführten die außerordentlichsten Gliederverrenkungen, und zugleich rang das unglückliche Opfer mit dem Tode. Der Belgier ließ den Menschen aus seiner üblen Lage befreien und ihn nach einem sicheren Ort schaffen. Er schien bereits tot zu sein, jedoch brachte ihn die sorgfältige Anwendung künstlicher Atmung nach einer halben Stunde ins Leben zurück. Sonnen- und Mond-Finsternisse sind selbstverständlich für die Neger außerordentliche Ereignisse von schwerer Vorbedeutung. Gerade wie es in der nordischen Sage heißt, glauben auch sie, daß ein Ungeheuer das Gestirn zu verschlingen suche. Um die Katastrophe zu vermeiden, die sich nach ihrer Meinung sonst ohne Zweifel vollziehen würde, nehmen sie ihre Zuflucht zu dem mächtigen Einfluß ihrer Fetische. Die Sterne scheinen ihnen ohne Bedeutung, während sie mit dem Lauf der Sonne und des Mondes innig vertraut sind. Nach diesen beiden Gestirnen finden sie sich in der Zeit von Tag und Nacht, von Monat und Jahr zurecht. Die Abarambo rechnen nach Tagen, Monden und Regenzeiten, sie kennen die Phasen des Mondes ganz genau und können stets Auskunft geben, wieviel Tage seit dem Neumond verfloßen sind und wieviel noch bis zum nächsten Neumond bevorstehen. Der erste Tag des Mondes ist für sie oft das Signal zu ihren Balavern und kriegerischen Versammlungen. Auch die Tänze beginnen mit dem Neumond. Durch Erfahrung sind die Neger zu einer ziemlich genauen Bestimmung der Jahreszeiten gelangt. Als Leutnant Nys von Djabbir nach dem oberen Nille abreisten, sagte ihm der Sultan — es war gegen Ende der Regenzeit —, daß es nur noch einmal regnen würde, und er behielt recht. Die Schwarzen verstehen sich auf die Wettervorhersage recht gut, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß diese Kunst in den Tropen leichter zu üben ist als bei uns. Für die Zeit der Saat und der Ernte wissen sie stets die günstigen Tage auszuwählen und werden selten durch unvorhergesehene Unbill des Wetters in ihren landwirtschaftlichen Arbeiten gestört.

Aus dem Tierleben.

— Künstliche Umwandlung der Schweinezähne. Wie Tegetmeier auf Grund eingezogener Erkundigungen mitteilt, wissen die Eingeborenen der Neuen Hebriden die Eckzähne ihrer Hauschweine in ihrem Wachstum derart zu beeinflussen, daß sie zu Ringen, einem dort sehr beliebten Schmuckgegenstande, auswachsen. Diese Schweine sind wahrscheinlich keine Abstammlinge verwilderter eingeführter Schweine, wie diejenigen Neu-Seelands, sondern eine einheimische Art, die dort den Gegenstand eines lebhafteu Handels ausmacht. Man laßt die Tiere jung, um sie zu mästen. Bevor die Eingeborenen mit der Ferkelmast beginnen, reißen sie den Männchen die beiden Eckzähne des Oberkiefers aus, was eine stärkere Entwicklung der Eckzähne des Unterkiefers zur Folge hat. Da diese nicht mehr durch ihr Gegenüber abgeschliffen werden, so entwickeln sie sich zu Hauern, aber nicht zu geradlinigen oder leicht gekrümmten, sondern sie wachsen im Kreise, dergestalt, daß sie nach einer gewissen Zeit einen geschlossenen Ring bilden, weil die Spitze sich zur Wurzel zurückkrümmt hat. Es findet also statt, was bei einer Anzahl von Nagern (Ratten, Kaninchen, Hasen usw.) eintritt, wenn sie einen Schneidezahn verlieren, dessen Gegenstück im anderen Kiefer infolge der unterbleibenden Abschleifung dann so lange wächst, daß das Thier nicht mehr nagen kann und zu Grunde geht. Bei den Schweinen der Neuen Hebriden wächst der seines Gegenparts beraubte Eckzahn so stark, daß er manchmal zwei Kreislinien beschreift, eine Zahnknoche bildend, wobei er oft seine Nachbarn bei Seite schiebt, während auch die Zahnwurzel hypertrophisch wird und einen über die Stimmlade hinauswachsenden Stollen bildet. Nicht eher als bis die Zahnringe die gewünschte Vollkommenheit erreicht haben, werden die Schweine getötet und verzehrt. Diese kreisförmig gewachsenen Schneidezähne werden allgemein als Schmuckgegenstände, namentlich als Armringe, von den Eingeborenen getragen. — („Prometheus“)

Humoristisches.

— Der Mime. Herr Schulze: „Ach sieh da, Herr Hubert! Wie geht's, was machen Sie?“
 Herr Hofschauspieler Hubert: „Futore.“ —
 — Darum! Huber: „Ich wette, was Sie wollen, daß der Herr da drüben ein Schulmeister ist.“
 Meyer: „Nun, wie können Sie das wissen?“
 Huber: „Er hat seinen Eig untersucht, bevor er sich darauf niederließ.“ —
 — Ausrede. Man spricht im Gasthaus von dem Erdbeben, das vor kurzem das Städtchen in Aufregung versetzt hatte. „Sie müssen eine schöne Angst gehabt haben“, bemerkte ein Fremder, worauf ein Einheimischer sagte: „Ja, eine Nordsangst! Aber die Erde zitterte noch viel mehr als wir!“ — („Jugend.“)

Notizen.

— Der Maler Johann Friedrich Hoff in Frankfurt a. M., der Schüler und Biograph Ludwig Richters, hat der Stadt Dresden seine auf Ludwig Richter bezügliche Briefsammlung, darunter vierzig Originalbriefe Richters, sowie vierzig Bildnisse seiner Jugendfreunde zc. als Geschenk für das Ludwig Richter-Zimmer des Stadtmuseums übersandt. —
 — „Tragische Konflikte“, Lustspiel in einem Aufzuge von Wilhelm Wolters, ist am Berliner Schauspielhause zur Aufführung angenommen worden. —
 — Die neue Direktion des Belle-Alliance-Theaters wird sich am 1. Mai mit einem Emil Thomas-Cyclus einführen. —
 — Max Klingers Bild „Die Kreuzigung“ ist für das Restner-Museum in Hannover angekauft worden. —
 — Durch ein neues Verfahren, das die Anwendung von nur ganz einfachen Apparaten erfordert, wollen nach einer Mitteilung des „P. M.“ zwei ungarische Elektrotechniker, Pollak und Birag, erreicht haben, daß auf einer Leitung 7000 Telegramme per Stunde befördert werden können, während die Maximalleistung, die bisher in Amerika erreicht worden ist, 1200 Depeschen per Stunde ergibt. —
 — Ein französischer Statistiker hat herausgerechnet, daß der jährliche Gesamtverbrauch von Seidenband jeder Farbe und Qualität auf dem europäischen Kontinent auf rund eine Milliarde Meter geschätzt werden kann. —

Bücher-Einlauf.

— Hedwig Dohm, Schicksale einer Seele. Roman. 419 S. Berlin, S. Fischer. —
 — Peter Hansen, Die Feuerprobe. Kleine Erzählungen. 158 S. Berlin, S. Fischer. —
 — Hermann Vahr, Wiener Theater (1892—1898). 509 S. Berlin, S. Fischer. —
 — E. Viebig, Es lebe die Kunst! Roman. 475 S. Berlin, F. Fontane u. Co. —
 — Georg Freiherr von Ompteda, Philister über Dir! Roman. 327 S. Berlin, F. Fontane u. Co. —
 — Ilse Frapan, Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. 156 S. Berlin, F. Fontane u. Co. —
 — Gertrud Franke-Schiebelbein, Die Hungersteine. Roman. 275 S. Berlin, F. Fontane u. Co. —
 — Eduard Aly, Wolfenludwigsheimer Delamerone. 294 S. Berlin, F. Fontane u. Co. —
 — Guy de Maupassant, Gesammelte Werke. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda. Lieferung 29—32. Berlin, F. Fontane u. Co. —
 — P. Verthold, Franenrecht. Schauspiel in drei Aufzügen. 56 S. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. Preis Mk. 1.50. —
 — T. W. Nys Davids, Der Buddhismus. Eine Darstellung von dem Leben und den Lehren Gautamas, des Buddha. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von Dr. Arthur Pfungst. 264 S. Leipzig, Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 3941—3942. —
 — Kürschner-Beip, Deutsches Kartenwerl. Textheft 57: Briesen, Straußberg, Müncheberg. Berlin, Herm. Hillger. Preis 30 Pf. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 23. April.